

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 21 (1965)
Heft: 5

Rubrik: Gelesen und aufgelesen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Das erscheint mir durchaus logisch“, meinte Balduin, „wie aber ist es mit dem «nächtlichen Raubüberfall», von dem ich gestern gelesen habe?“ Auf diesen Überfall war ich nicht gefaßt. Ich sah ihm fest in die Augen und antwortete: „Die berühmte Ausnahme von der Regel.“ — „Wie gut für dich, daß es die immer noch gibt“, sagte er lachend. *Ernst Tormen*

Sprechspiegel des „Sprachspiegels“

*Jedem Sprecher fehlt die Sprache,
Fehlt den Hörenden das Ohr.*

Grillparzer

Wer mit andern reden will, muß auch hören können. Nicht nur in dem Sinn, daß seine Ohren gesund sind. Auch nicht in jenem andern, daß er die einzelnen Laute aufzunehmen und darum richtig wiederzugeben vermag. Nein, er muß zutiefst betroffen sein von der Erfahrung, daß er nicht allein ist und darum offen sein muß für den andern, von der Einsicht, daß sein Reden sinnlos würde, wenn ihn nicht ein anderer hörte, daß alles Reden sinnlos würde, wenn wir nicht hörten. So hören, aus dieser Einsicht heraus, heißt eigentlich fragen. Weil wir nicht alleine leben können, fragen wir nach andern und nach dem, was sie bewegt.

Rechtes Hören will den ganzen Menschen. Wir nehmen ja nicht nur die Töne und Geräusche auf, sondern Stimmungen, Vorstellungen und Ideen. Die richtig zu verstehen ist nicht immer leicht. Allzuoft bleiben wir am Äußerlichen hängen. Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das wissen wir am Ende noch — doch keine Ahnung, was der Sprecher wollte! Der das schreibt, schlägt an die eigene Brust. Wie manches Mal hat er als Sprecherzieher auf des Schülers Haltung geachtet, auf seine Stimme, auf die einzelnen Laute und dabei gänzlich überhört, was jener meinte. Eine schlimme Lehrerkrankheit!

Lernen wir alle richtig hören! Entschließen wir uns, recht zu hören oder nicht. Radiobegleitung zu allem, was wir tun, verdirbt ganz sicher unsre beste Fähigkeit. Hinter unvollkommener Rede suchen wir den Sinn und fragen erst am Ende, was uns dabei stört. Im Gespräch überlegen wir nicht stets, was wir nun sagen wollen. Wir hören einfach zu, bis der andre fertig ist. Die rechte Antwort wird sich finden. Erst wer so hören lernt, lernt auch richtig reden. *hnh*

Gelesen und aufgelesen

Feste Türbelen, die Krone Sittens

Gemeint ist natürlich Tourbillon, der höhere der beiden Burghügel mit den malerischen Ruinen seiner Feste. Auf einem Felskopf am Westabfall zur Stadt Sitten trägt er noch die alte Bischofsburg Majoria (Majorie). Gegenüber auf

dem Bruderfelsen steht die Kirchenburg Valeria (Valère). Den deutschen Namen „Türbelen“ finden wir in der Beschreibung der Stadt Sitten in Johannes Stumpfs Schweizer Chronik von 1547:

„Das dritt Schloß ligt ob der Majorey hinauff zu oberist auf dem berg / genennt Turbilion / oder nach gemeiner spraach *Türbelen* / ist das höchst / mag nit überhöcht werden / ist noch diser zeyt ein Hauptschloßz deß Bischoffs / welcher auß dem nderen Schloßz Majorey hinauff auff dem grad deß velsens ein beschloßnen eyngang dareyn hat. Diß schloßz *Türbelen* ist verbrennt Anno Dom. 1415. doch nachvolgender zeyt wider erbauwen. Zwüschenden disen dreyen Schloßern an dem berg hin und här erscheynen alte gebeüw / etlich verfallen / etlich wider aufgericht / darinn hin und wider alte Capellen stehen.“

Der Name „Türbelen“ zeugt von der Kraft früherer Geschlechter, fremde Namen der eigenen Sprache einzuverwandeln. — Dieser Hinweis sei ein Beitrag zur Feier der 150jährigen Zugehörigkeit des Standes Wallis zur Eidgenossenschaft. L.

„Ich liebe meine Sprache“.

Peter Bichsel, Lehrer in Zuchwil bei Solothurn, ist durch sein schmales Erstlingswerk „Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen“, 21 Geschichten (Walter-Verlag, Olten und Freiburg 1964) als Schriftsteller über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannt geworden. Kürzlich hat er in der „Weltwoche“ (27. 8. 1965) eine Betrachtung veröffentlicht „Vom Fahnenstangenfallenlassen. Der Jura und die Idee der Schweiz“, worin er dafür eintritt, den Selbstständigkeitswünschen der Jurassier weniger voreingenommen, beweglicher zu begegnen, stärker auf die Idee der Schweiz zu bauen. Und dann sagt er folgendes:

„Dabei haben die Deutschschweizer einen ganz tüchtigen Französichtick. Sie behaupten ohne Skrupel, daß Französisch die bessere, exaktere und vor allem schönere Sprache als Deutsch sei. Sie verehren Paris und sind überzeugt, daß Geist, Kunst und Freiheit etwas Französisches sind. Vielleicht sind nun die Bedenken gegenüber einem französischen Jura die Reaktion auf die stille Liebe.

Das Vordringen der Sprachgrenze nach Osten macht mir Sorgen. Ich liebe meine Sprache so sehr wie die Welschen die ihrige, ich werde nie besser Französisch können als Deutsch. Ich weiß nicht, weshalb ich eine andere Sprache mehr lieben sollte als meine eigene.

Enthusiastische Verehrung ist auch keine gute Grundlage zum Zusammenleben; wie schnell nimmt man dem Verehrten die Verehrung übel. Man sucht dann eigene Qualitäten, die der andere nicht zu haben scheint. Für den Deutschschweizer heißt dann diese Qualität «Guter Schweizer sein». Die alte Eidgenossenschaft . . . war eine alemannische Angelegenheit, das sitzt uns doch ganz tief in den Knochen. Wir haben die Garantie, daß die Jurassier mit den Bernern zusammen gute Schweizer sind. Wir sind nicht ganz überzeugt, ob sie's allein noch wären . . .

Hat man denn nur zur Geschichte der Schweiz Vertrauen und zu ihrer Idee überhaupt nicht?“

„Hütet Euch am Morgarten — von Les Rangiers“

(UPI) Die Sektion Zürich der Vereinigung der auswärtigen Berner Jurassier hält in einer Mitteilung fest, daß durch eine „hemmungslose“ Pressekampagne der Separatisten seit Jahren Sand in die Augen der öffentlichen Meinung gestreut werde und „wider besseres Wissen“ Behauptungen aufgestellt würden, die in „krassem Gegensatz“ zu den Tatsachen stünden. „Es ist höchste Zeit,

solche Tatsachen allgemein den Schweizerbürgern vor Augen zu führen“, schreibt die Vereinigung und erläutert dann in 15 Punkten verschiedene Beispiele, um darauf zu betonen: „Deshalb ist die alte Mahnung an unsere Vorfäter, sinngemäß, wieder aktuell geworden: «Hütet Euch am Morgarten — von Les Rangiers!»“

Die Zürcher Sektion der Vereinigung der auswärtigen Berner Jurassier erwähnt in ihren Ausführungen folgende Punkte:

— *In den kantonalen Berner Behörden ist die Zahl der Jurassier größer als ihr normaler Anteil auf 15,5 Prozent der Bevölkerung: beim Verwaltungsgericht sind es 23 Prozent, in der Rekurskommission 20 Prozent, und in den Jahren 1946 bis 1954 war der Präsident des Obersten Gerichtes der Kantons Bern ein Jurassier.*

— *Jene Schulen, im Jura, in welchen Deutsch gelernt wird, wurden geschlossen; es sind nur noch deren drei vorhanden. Die Eltern der betreffenden Schüler müssen für die Kosten weitgehend selbst aufkommen.*

— *Hingegen bekommen jurassische Bundesbeamte in Bern, welche ihre Kinder in die dortige französische Privatschule schicken, einen Schulbeitrag. In der Westschweiz gibt es deutschsprechende Bundesbeamte, die keine Gelegenheit haben, ihre Kinder in der Muttersprache schulen zu lassen.*

— *Die französische Privatschule in Bern erhält Unterstützungsbeiträge vom Bund, vom Kanton und von der Stadt Bern. Der Beitrag des Kantons Bern beträgt 60 000 Franken im Jahr.*

— *Die Kantonsschule in Pruntrut (Gymnasium) wird vollständig vom Kanton Bern unterhalten und kostet jährlich 900 000 Franken, während in andern Landesteilen des Kantons Bern die jeweiligen Gemeinden für ähnliche Schulen einen großen Teil der finanziellen Lasten tragen.*

— *In den Krisenjahren (1931 bis 1937) wurden den Gemeinden des Kantons Bern Zuwendungen für Arbeitslosen-Unterstützung gewährt; 70 Prozent aus dem Gemeindeunterstützungs-Fonds entfielen auf jurassische Gemeinden.*

— *Für die Sanierung der jurassischen Privat-Bahnen leisteten die betreffenden Gemeinden 1,5 Millionen Franken zu den 7,9 Millionen Franken, die der Kanton Bern übernahm. Dazu kamen seither die Beiträge zur Deckung der Defizite.*

(„National-Zeitung“, 5. 7. 1965, Abend)

Bemerkenswert sachliche Feststellungen!

(Hervorhebungen von uns)

O, o, o, ein ö!

Da las ich doch gestern — stimmt, es war in der eigenen Zeitung —, es habe ein Wicht den Namen Goethe mit einem ö geschrieben (also Göthe) und „daß sich Meister Johann Wolfgang Goethe eine solche Schreibweise seines Namens kaum gefallen ließe“. Hier irrt der Verfasser. In seinen Briefen schrieb Goethe nämlich seinen Namen ebensooft mit ö wie mit oe. Meines Wissens hat erst Eckermann ausschließlich oe verwendet und damit diese Schreibweise sozusagen offiziell beglaubigt und an die Legionen von Germanisten weitergegeben, für die Goethe gleich nach dem lieben Gott kommt. Ob es damit zusammenhängt, daß heutzutage viele Leute das simple ö in ihrem Namen verabscheuen, weiß ich nicht. Jedenfalls gilt oe als vornehmer. Aus einem Sörensen ist ein Soerensen, aus einem Götz (selbst wenn er nicht von Berlichingen stammt, sondern Kurt heißt) ein Goetz, aus einem Trösch ein Troesch geworden und analog schreibt sich ein Müller, der etwas auf sich hält, nur noch Mueller; während das selbstverständlich ganz gewöhnliche Bären sind, die darauf beharren, ihren von Meister Petz herstammenden Namen nach wie vor Bär statt Baer zu schreiben. Die Bewegung hat längst auch auf das i übergegriffen. Noblere Zeit-

genossen ersetzen es, wenn es per Zufall in ihrem Namen prangt, durch ein y. So hat sich kürzlich jemand aus einem Wiß in einen Wyß verwandelt. Die Meier und Maier werden gern zu Meyer und Mayer (wobei wir nicht jehe anvisieren, die ihren Namen samt dem y geerbt haben). Besonders neckisch wird es, wenn sich unsere Dialektvornamen fremdländisch anhauchen. Ein rechtes Schweizermädchen heißt nicht mehr Anni, sondern Anny, sofern es nicht vorzieht, sich noch modischer, nämlich als eine Ann — sprich: Änn — zu gebärden. Ein Rösli gar kann mit einer doppelten Verbesserung auftrumpfen: es heißt jetzt Roesly. Peinlich (aber das wissen die Armen eben nicht) wird's, wenn diese Mode die eigene Ignoranz verrät, so wenn ein Fredi sich Fredy schreibt, denn richtig würde dieser Name alsdann Freddy lauten. Wollen wir zugeben, daß — obwohl bei uns der Adel abgeschafft ist — wir jene Leute doch noch still verehren oder wenigstens beneiden, die ein amtlich beglaubigtes „von“ in ihrem Namen tragen? Aber ach, selbst diese Leute sind nicht ganz glücklich. Es gibt solche, die sich „von Sowieso“ schreiben, und auch solche, die das edle Prädikat abkürzen: v. Sowieso! Letztere — das hat mir einmal ein Sänger echter Adligkeit anvertraut — sind noch vornehmer als die „von“. Der Punkt hinter dem v. sei nämlich das Zeichen großer Bescheidenheit und damit zugleich der Beweis allerechtester Vornehmheit. Noch vornehmer gehe es einfach nicht. Für uns Gewöhnliche — oder sagen wir doch: Gewöhnliche — ist solche Höhe natürlich unerreichbar. Wir Kleinen begnügen uns mit der harmloseren Pflege der Umlaute und der Ypsilone, und ich möchte auch gleich vorschlagen, daß wir alle, die wir in diesem Bereiche strebend uns bemühen, uns gegenseitig nicht mehr als Löli, sondern als ganz ausgesprochen vornehme Loely titulieren. —

Es grüßt hoeflichst Yhr

Chrystyan

(„Luzerner Neueste Nachrichten“)

Kalbfleisch — für Kälber?

Der „Beobachter“ kritisierte kürzlich ein Inserat, das „frisches Hundefleisch“ zum Kauf anbot. Doch der Metzger erklärte, es handle sich nicht um „Fleisch von Hunden“, sondern um „Fleisch für Hunde“. Hierauf erlaubte sich der „Beobachter“ einen Spaß: „Künftig ist — dieser Logik zufolge — einem Metzger nicht mehr zu trauen, wenn er «Kalbfleisch» anbietet — es könnte sich dabei ja um «Fleisch für Kälber» handeln...“

Die kleine Geschichte schlug weitere Wellen. Der „Beobachter“ erhielt den Brief eines Sprachwissenschaftlers, dem folgendes entnommen sei:

„Zuzugeben ist, daß wir bei Zusammensetzungen mit -fleisch in erster Linie an den «Lieferanten» denken, wie ja auch die witzige Bemerkung mit dem «Kalbfleisch» zeigt. Aber wie steht es mit dem «Büchsenfleisch»? Es ist eben typisch für die deutsche Sprache, daß sie bei Zusammensetzungen ganz verschiedene Auslegungen zuläßt. Andere Sprachen sind klarer, zum Beispiel das Französische mit seinen à, de, en, pour...“

Ähnlich liegt der Fall bei den Mehlen: «Weizenmehl, Roggenmehl, Gerstenmehl». Es wird aber doch wohl niemand kannibalisch dasselbe Schema «Mehl von (oder aus)» anwenden bei der alltäglichen Bezeichnung «Kindermehl»! Wie reichhaltig die Möglichkeiten sind, aus denen der Leser die im einzelnen Fall richtige auszuwählen hat, zeigt beispielsweise die Gruppe «Kuhmilch, Kindermilch, Flaschenmilch» mit den Verbindungen «Milch von, für, in». Ferner deutet jedermann sofort richtig «Schönheitsmittel - Hustenmittel» als «Mittel für» und «Mittel gegen»!

Es schadet nichts, wenn den Deutschsprachigen wieder einmal bewußt wird, wieviel an logischer Deutung eben doch immer dem Leser anheimgestellt ist.

Damit wäre die Kirche wohl wieder im Dorf, und hoffentlich darf sie nun einige Zeit ruhig dort stehen.“
(„Schweizerischer Beobachter“)

Die Bieler Rede des Bundespräsidenten

An der Feier der 150jährigen Zugehörigkeit der Stadt Biel zur Eidgenossenschaft und zum Kanton Bern vom 4. Juli 1965 würdigte Bundespräsident Tschudi mit Recht den höchst wertvollen und nicht wegzudenkenden Beitrag des welschen Elementes zum kulturellen Leben der Schweiz. Ungeschickt war aber eine in seiner Rede enthaltene Stelle, die in welschen Zeitungen wie folgt wiedergegeben wird: „De par la vivacité de leur esprit, leur sens critique et leur logique, nos Confédérés de langue française ont dans la vie culturelle, scientifique et politique du pays une part qui dépasse nettement leur importance numérique.“

Diese Bemerkung ist nicht unbedenklich, weil sie eben jenen, die dies gerne hören würden, den Eindruck erwecken könnte, unser Bundespräsident bejahe eine kulturelle Überlegenheit der welschen gegenüber der deutschen Schweiz. Eine solche Behauptung wäre nicht nur sachlich unrichtig, sondern auch gefährlich. Denn die Lehre von der Überlegenheit der französischen Kultur bildet gerade den Hauptbestandteil der Ideologie der separatistischen Extremisten im Jura und der entsprechenden Bewegungen in Kanada und Belgien. Das Buch „Le Jura des Jurassiens“ schildert denn auch die Assimilation eines Deutschschweizers in der welschen Schweiz als kulturellen Aufstieg und jene eines Welschen in der deutschen Schweiz als kulturellen Absturz. Der „Jura Libre“ huldigt unter dem Einfluß der „Ethnie française“ seit langem einem Sprachen- und Kulturchauvinismus, der die zum friedlichen Zusammenleben verschiedener Kulturen nötige Toleranz ausschließt und im Grunde genommen nichts anderes als ein Zeichen geistiger Beschränktheit bedeutet. Die am 30. Juni 1965 erschienene Ausgabe des „Jura Libre“ zitiert unter anderem einen separatistenfreundlichen Artikel des „Peuple valaisan“, worin behauptet wird, die Deutschschweizer möchten die Welschen „alemanisieren“, „pour la raison, inavouable et inavouée, que notre latinité et notre culture provoquent en eux un insupportable sentiment d'infériorité“. Nach der gleichen Nummer des „Jura Libre“ soll ein Führer der kanadischen Separatisten der französisch-kanadischen Jugend ans Herz gelegt haben, im angelsächsischen Kanada eine französische Kultur „comme un lis parmi les chardons“ (wie eine Lilie unter den Disteln) erblühen zu lassen.

Bei Äußerungen über die Mehrsprachigkeit unseres Landes sollten unsere Staatsmänner die Schweiz als Treffpunkt verschiedener gleichwertiger Kulturen würdigen und Bemerkungen, die auf irgendeiner Seite kulturelle Überlegenheitsgefühle fördern könnten, unterlassen.

(Ch. B., Bern, in „Basler Nachrichten“)

Personalfluktuaton

Die Depeschagentur verbreitete kürzlich im ganzen Blätterwald eine statistisch belegte Feststellung der Schweiz. Arbeitgeber-Zeitung, wonach die Personalfluktuaton in unserem Lande überdurchschnittliche, sehr ungesunde Ausmaße erreicht habe. „Personalfluktuaton“, mit diesem Fremdwort kann der einfache Leser nicht viel an-

fangen. Tönen tut es wie „Personalfluktuaton“, und damit kommen wir dem Sinn schon näher. Gemeint ist damit die unter der jüngeren Generation grassierende Seuche des Stellenwechsels. Im Zuge der gesunkenen Arbeitsmoral wird die Stelle bald öfters gewechselt als das Hemd. Man kennt dies fahrende Volk, das von Firma zu Firma zieht: Es sind die Wohlstandszigeuner. („Die Tat“)